

## BIOGRAFIE

# Die Tragödie eines Genies

Gewichtig und faktenreich: Alexander Werners Biografie über den Dirigenten Carlos Kleiber

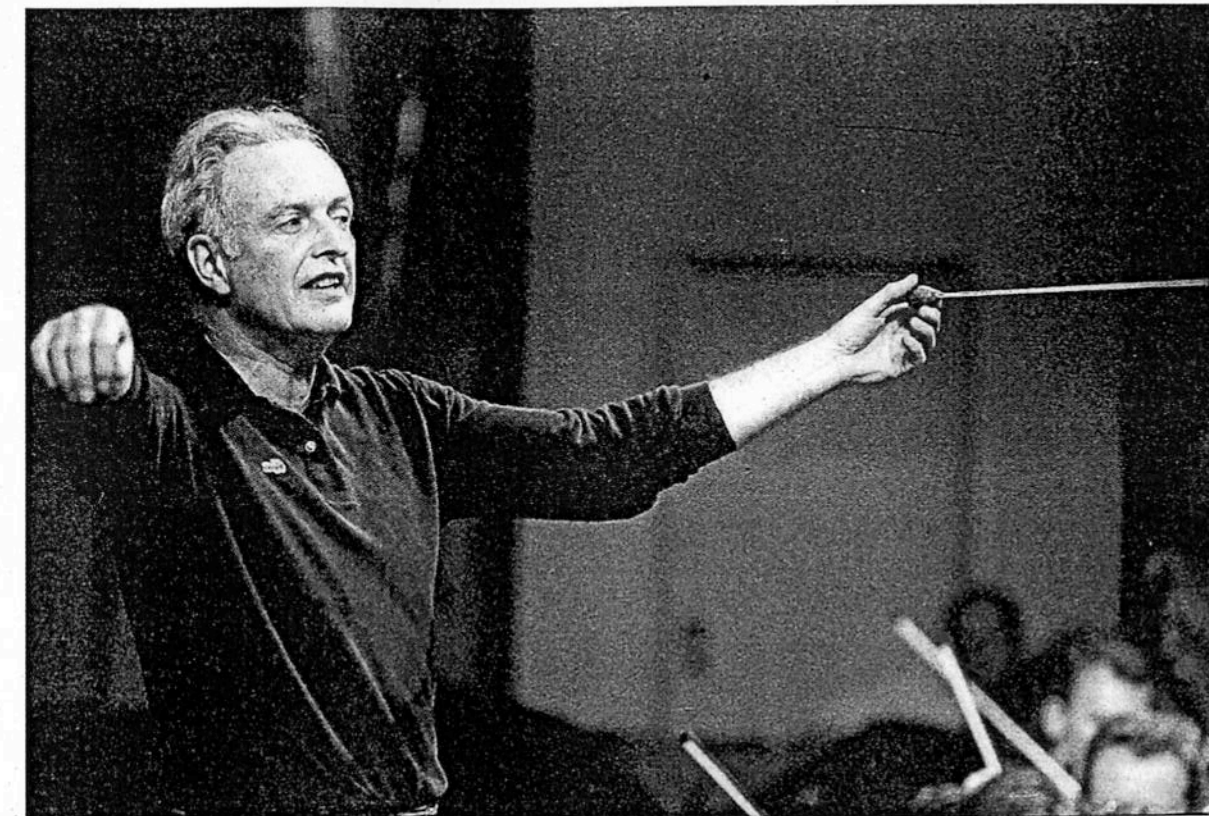
VON MARKUS THIEL

Ort des Debüts war am 12. Februar 1955 die ehemalige Gaststätte „Zum alten Fritz“ in der Potsdamer Zimmerstraße. Am Pult: Karl Keller, angekündigt als „junges Talent aus Amerika“. Das Pseudonym wurde auf Wunsch des berühmten Vaters gewählt, der an der Ostberliner Staatsoper engagiert war. „Er kann's“, soll Papa nach einer Vorstellung unter Tränen gesagt haben. Dieser Papa war Erich Kleiber, hinter Karl Keller verbarg sich Karl Kleiber, der später als Carlos Kleiber zu einem Dirigenten heranreife, auf den als Einzigen unter allen das Prädikat „Genie“ zutreffen sollte.

Alexander Werner widmet sich in seinem gewichtigen Buch „Carlos Kleiber. Eine Biografie“ ausführlich diesem Karrierestart, weil sich damit auch ein Klischee ausräumen lässt: Gewiss, so wird auf knapp 600 Seiten dargelegt, konnte sich Carlos Kleiber, der 2004 im Alter von 73 Jahren starb, nie vom Ruhm und von der Übermacht des strengen Vaters freimachen. Er benutzte seine Partituren, verzweifelte an den legendären „Rosenkavalier“- oder „Freischütz“-Deutungen Erich Kleibers. Doch hat dieser die Begabung seines Sohnes erkannt und ihm letztlich die Karriere ermöglicht.

Carlos Kleiber wiederum war sich bald seiner Bedeutung bewusst, die er aber stets sarkastisch kleinredete. „Einerseits war er aufgeschlossen für jedermann, entwerfend, dann aber wieder enttäuscht, cholerisch und von tödlichem Witz“, schreibt Werner, dessen Kleiber-Biografie vor allem als gewaltige Informations-Sammlung imponiert. Werner zitiert zahllose Kritiken (versteckt sich damit auch hinter ihrem Urteil) und Interviews, führte selbst Gespräche mit Künstlern. Und wagt sich doch selten in die Privatsphäre des großen Künstlers vor.

Der Leser, gefesselt vom fast romanhaften Gestus des Buchs, erfährt von Carlos Kleibers Bruch mit der Mutter, als sie seine Absage in Edin-



„Entwerfend und von tödlichem Witz“: Carlos Kleiber (1930 – 2004).

FOTO: DPA

burgh kritisierte. Von einer Liaison mit Lucia Popp, vom nie bewiesenen Gerücht, Kleiber sei ein unehelicher Sohn Alban Bergs. Und von der Entfremdung von Bayreuth (nach einem beispiellosen „Tristan“), als sich Wolfgang Wagner von seiner ersten Frau scheiden ließ und sich Kleiber mit der Tochter solidarisierte: War da vielleicht eine Affäre mit Eva Wagner?

Natürlich bleibt Kleiber in Erinnerung als ein Dirigent, dessen Beethoven-, Wagner-, Strauss- oder Brahms-Interpretationen nie wieder erreicht wurden. Eine Intensität, die Musiker und Zuhörer überwältigte, fast wühelos machte unter den geschmeidi-

gen, nie nur taktierenden Bewegungen des Maestro. Doch Kleibers Genie war sehr hart erkaufte. Sein Lampenfieber, diese oft existenzielle Angst nahm im Alter noch zu. Schriftliche Verträge lehnte er ab, langfristig ließ er sich nur in jungen Karrierejahren binden. Kleibers Probenabbrüche und Absagen oft kurz vor Aufführungsbeginn sind legendär, lieber sprang er kurzfristig für Kollegen ein.

Alexander Werner legt ausführlich dar, dass all dies keine Marotte, sondern die tragische Kehrseite eines sich in Kleibers Augen nie erfüllenden Perfektionsdrangs war – und eines immer kindlich gebliebenen Gemüts. Kleiber explodierte,

wenn seine Vortragsanweisungen nicht in die Einzelstimmen der Musiker übertragen wurden, wenn Instrumentalisten im Opernbetrieb ständig wechselten und wenn zu wenig Vorbereitungszeit zur Verfügung stand: Kein anderer bekam so viele Orchesterproben im Bayreuther Graben.

„Kleiber kämpfte mit Defiziten und schuf dennoch Grandioses“, formuliert Werner. Und dies gottlob auch in München, das ab den Siebzigerjahren sein künstlerischer Mittelpunkt wurde, unter anderem mit „Otello“, „Rosenkavalier“, „La traviata“ oder der „Fledermaus“. Wo auch mit dem Bayerischen Staatsorchester ein Klangkörper zur

Verfügung stand, den Kleiber liebte. Trotzdem entfremdete er sich von der Staatsoper, nachdem Intendant Günter Rennert ging und Kleiber mit August Everding und Wolfgang Sawallisch, wie Werner vermutet, nie richtig warm wurde. Und das, obwohl ihm Sawallisch mit dem „Ring“ ein Chefprojekt zu Füßen legte, Dieter Dorn sollte inszenieren.

Wie vieles in Kleibers Leben blieben die letzten Wochen im Dunkeln. Nach dem Tod seiner Frau Stanka vereinsamte er in Grünwald, sein Krebs wurde nie richtig behandelt. Irgendwann gab es Abschiedsbriefe und -telefonate, bevor Kleiber in die slowenische Heimat seiner Frau fuhr. Wer-

ner lässt hier eine Selbstmordtheorie mitschwingen.

Viel Neues mag Alexander Werner nicht aufgedeckt haben, dank der Faktenfülle ist die Biografie dennoch ein Standardwerk. Deutlich wird, dass dieser Dirigent nie für sein Ego um die Bedingungen für Musik kämpfte. Seine Forderungen legen vielmehr bloß, welch abartige Proben- und Besetzungssituationen der Normalfall sind. Dass die Klassikszene Carlos Kleiber damit zum „Schwierigen“ stempelte, fällt auf sie selbst zurück.

**Alexander Werner:** „Carlos Kleiber. Eine Biografie.“ Schott Verlag, München, 589 Seiten; 29,95 Euro.